
James Retallack

Kultur, Politik und regionenbezogene Identifikationsprozesse: Neuere Forschungen zum Thema „Sachsen in Deutschland“¹

I. Grundsätzliche Thesen

In einem Brief vom 28. Mai 1916 hielt die aus Australien stammende Caroline Ethel Cooper fest, daß sich die Einheimischen schon vor Beginn der Erntezeit Sorgen um ihr Getreide machten: „Sachsen ist ein unglücklicher Flecken“, schrieb sie. „Wenn es irgendwo regnet, hagelt es hier, oder wenn es in Preußen trocken ist, herrscht in Sachsen die Dürre!“² Man kann solche Vergleiche nutzen, um Sachsen innerhalb Deutschlands zu verorten.

Einen etwas anderen Erklärungsansatz dafür, was Sachsen in Deutschland einzigartig machte, lieferte ein halbes Jahrhundert früher Wilhelm Liebknecht mit der Beschreibung eines Wandergenossen aus der sozialdemokratischen Bewegung:

„In Christian Hadlich traf ich zum ersten Male in Deutschland einen Menschentypus, den ich später im sächsischen Erzgebirge und Vogtland häufiger finden sollte: aus dem brannen, lebendigen Auge Verstand und Herzengüte hervorleuchtend, der Körper schwach, [...] im Antlitz der Ausdruck schmerzvollen Sinns, tiefen Nachdenkens und des bohrenden Bewußtseins menschlichen Elends, empfunden am eigenen Leib und gefühlt an den leidenden Mitmenschen [...]“³

-
- 1 Die Thesen dieses Aufsatzes wurden am 4. Oktober 1999 im Rahmen des Leipziger Sonderforschungsbereiches 417, „Regionenbezogene Identifikationsprozesse. Das Beispiel Sachsen“, vorgetragen. Bei der Erweiterung und Durcharbeitung des Texts habe ich versucht, den vortragsähnlichen Stil beizubehalten. Für ihre freundliche Gastgeberschaft und wissenschaftliche Unterstützung bin ich Cathrin Friedrich, Ulrich Heß, Matthias Middell und Heinz-Werner Wollersheim besonders dankbar. Für seine Hilfe bei der Übersetzung möchte ich Thomas Adam herzlich danken. Dieser Aufsatz ist das Ergebnis eines Forschungsprojektes, das großzügige finanzielle Unterstützung vom *University of Toronto's Connaught Fund*, vom *Social Sciences and Humanities Research Council of Canada*, vom Deutschen Akademischen Austauschdienst, von der Alexander-von-Humboldt Stiftung und vom *TransCoop Program* der Stiftung Deutsch-Amerikanisches Akademisches Konzil erhielt.
 - 2 Behind the Lines. One Woman's War 1914–18. The Letters of Caroline Ethel Cooper, hrsg. von D. Denholm. Sydney/London 1982, S. 141.
 - 3 W. Liebknecht, Erinnerungen eines Soldaten der Revolution, zit. in: H. Zwahr, Revolutionen in Sachsen. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte, Weimar/Köln/Wien 1996, S. 268.

Eine weiterer Punkt, der die Sachsen von anderen Deutschen unterschied, war ihre starke Abneigung gegen die Preußen, die sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit beleidigten und beschimpften.

Ein vierter Weg lag darin, das herauszustreichen was Sachsen für die Besonderheiten ihrer eigenen Gesellschaft hielten. „Zwei Wörter gibt es“, schrieb Graf von Beust Mitte des 19. Jahrhunderts, „die vor dem Sachsen nicht ausgesprochen werden können, ohne daß er in Aufregung geräth: Jesuit und Jude.“⁴ Daß einen Sachsen schon die bloße Nennung dieser beiden Bezeichnungen aufregen sollte, obwohl kaum katholisch oder jüdisch gläubige Menschen im Königreich lebten, gibt uns eine besonders interessante Definition der sächsischen Identität.

In allen vier Beispielen geht es darum, Sachsen in die deutsche Geschichte einzuordnen, und alle vier illustrieren die erste These dieses Aufsatzes.⁵

1. Es geht mir darum, wie Regionen entdeckt, konstruiert, vergessen und rekonstruiert werden. Allzu oft vergessen Historiker, daß die Geschichte einer Region sehr tief in einer Matrix wurzelt, und daß diese sich in langen historischen Abläufen verändert. E. P. Thompson erinnerte uns daran, daß eine „Klasse“ nicht einfach existiert: „class happens“. Dasselbe gilt für Regionen: „regions happen“. Caroline Ethel Coopers Verweis auf Trockenheit und Dürre ermahnt uns, das Wort Geographie in „Historischer Geographie“ ernst zu nehmen, d. h. für bestimmte Regionen typische, natürliche Grenzen und Bedingungen mitzudenken, auch wenn wir auf der anderen Seite eine Topographie der Macht, ein bestimmtes Meinungsklima oder Veränderungen als Erosion entdecken. Die Vorstellungen von einer Region und ihren physikalischen Grenzen erhalten erst dann große Bedeutung, wenn man versucht, beides miteinander zu verknüpfen, weil so unterschiedliche Sichtweisen und Horizonte deutlich werden. Wie Celia Applegate betonte, sollten Historiker berücksichtigen, „warum Menschen die Regionen, in denen sie leben, lieben und hassen, warum sie sich darum bemühen sie zu stärken, versuchen ihnen zu entfliehen, sie preisen, sich in Beschimpfungen über diese übertreffen, die ganze Zeit an sie denken, sie

4 F. F. Graf von Beust, *Aus drei Viertel-Jahrhunderten*, Stuttgart 1887, Bd. I, S. 178.

5 Die neueren Forschungen, die in diesem Aufsatz vorgestellt sind, können mit denen verglichen werden, die ich anderwärts resümiert habe: J. Retallack, *Society and Politics in Saxony in the Nineteenth and Twentieth Centuries: Reflections on Recent Research*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 38 (1998), S. 396-457 und ders., *Saxon Signposts: Cultural Battles, Identity Politics, and German Authoritarianism in Translation*, in: ders. (Hrsg.), *Saxon Signposts* (= Sonderheft, *German History* 17 [1999], H. 4), S. 455-469. Vgl. K. Rudolph/I. Weuster, *Bibliographie zur Geschichte der Demokratiebewegung in Mitteldeutschland (1789-1933)*, Weimar/Köln/Wien 1997.

völlig ignorieren, und für all das die größte Zeit ihres Lebens in einem 'Netzwerk aus Erfahrungen' verbringen, das diese Region bereithält."⁶

2. Meine zweite These findet sich sowohl in den Beobachtungen von Cooper als auch von Liebknecht wieder. Als Dualismus formuliert lautet sie: „Sachsen unterscheidet sich von anderen Regionen“ oder „Sachsen unterscheidet sich von anderen Regionen nicht“. Für die einen ist die Geschichte Sachsens gerade deshalb interessant, weil sie die Uniformität der gesamtdeutschen Geschichte unterminiert. Sie widerlegt frühere Einschätzungen über die deutsche Geschichte und enthüllt eine besondere Dimension dieser Geschichte wie keine andere Region. Folglich dürfte Sachsen besonders aufschlußreich sein, weil es zu verschiedenen Zeitpunkten seiner Geschichte mal das schlimmstmögliche Szenario mal die beste aller möglichen Welten repräsentierte. Andere Beobachter fragen, ob nicht Sachsen typischer für den Verlauf der deutschen Geschichte ist als andere Regionen. Liebknechts Beschreibung fügt dieser Frage eine menschliche Dimension hinzu. Er fordert den Leser geradezu heraus, darüber nachzudenken, ob sich hier nicht wirklich eine einzigartige sächsische Erfahrung in das Gesicht seines Wandergesellen eingegerbt hat. Waren diese Qualitäten in der südwestlichen Ecke Sachsens häufiger anzutreffen als anderswo? Welche Analyse können wir auf der Spannung zwischen der Mannigfaltigkeit der sächsischen Gesellschaft und der Idee einer Einheit Sachsens oder Deutschlands aufbauen?

3. Was machen wir mit der überaus starken Antipathie der Sachsen gegen ihre preußischen Nachbarn? Diese Antipathie wurde durch die Chancen bestimmt, die die Sachsen der föderalen Idee einräumten. Der Föderalismus auf politischer Ebene ist in der deutschen Geschichte immer eine strittige Frage gewesen, aber in seiner kulturellen Dimension fast noch nicht untersucht worden. Bis zu welchem Ausmaß verstärkte sich das regionenbezogene Zusammengehörigkeitsgefühl in Sachsen mit der zunehmenden sozialen, ökonomischen und politischen Integration Sachsens in die deutsche Nation? Als die Sachsen erkannten, daß eine solche Einbindung zunahm, glaubten sie dann, daß Industrialisierung, Demokratisierung und Parlamentarisierung auf nationaler Ebene die Erosion lokaler und regionaler Identitäten beschleunigen würden? Oder war es möglich, daß ein positiver Blick auf den deutschen Nationalstaat durch die Persistenz solcher Identitäten befördert wurde? Um die kulturelle Bedeutung des Ortes, die „symbolische Ortsbezogenheit“⁷, zu entdecken, ist es nicht notwendig,

6 C. Applegate, in einem Kommentar auf der Tagung „Memory, Democracy, and the Mediated Nation: Regional Identities and Political Cultures in Germany, 1848–1998“, die am 18.–20. September 1998 von der Universität Toronto und der Deutschen Historischen Institut (Washington, D.C.) veranstaltet wurde.

7 Vgl. H. Treinen, Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 17 (1965), S. 73–97, 254–97.

die Sachsen weiß und die Preußen schwarz anzumalen. Statt dessen beginnen die Historiker in konzeptionell neuer Weise die preußenzentrierte Sicht auf die deutsche Geschichte zu überwinden. Der Bismarcksche Nationalstaat war nicht das einzige, unabwendbare oder auch nur wirkliche Ergebnis der deutschen Einigung. Zwar ist diese Sichtweise seit mehr als 20 Jahren in die Kritik geraten, dennoch finden wir sie noch in den einschlägigen Standardwerken. Das Deutschland, das 1870/71 unter preußischer Hegemonie entstand, war kein alternativloser Weg. Noch wichtiger ist es, sich in Erinnerung zu rufen, daß das Ergebnis der deutschen Einigung alles andere war als ein preußisches Deutschland. In diesem Zusammenhang sind wir aufgefordert, den verschiedenen deutschen Geschichten mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Ob jemand zum Beispiel stolz auf die deutsche Einigung von 1871 war, hing von seinem Heimatort im Kaiserreich ab.⁸

4. Die Beobachtung des Grafen von Beust gibt mir die Möglichkeit, auf den metaphorischen Gebrauch von Kultur einzugehen. Wer über Kultur in einem regionalen Kontext sprechen will, der muß ohne Scheuklappen Ideen über Identitäten, Mentalitäten und Loyalitäten sammeln. Nur wenn wir Kultur auf diese Art und Weise betrachten, entdecken wir, wie lokale, regionale und nationale Kulturen sich überlappen, überschneiden und einander beeinflussen.

Im folgenden möchte ich also vier Fragen nachgehen: 1) Wie wird Regionalgeschichte heute in Deutschland geschrieben? 2) Wie kann die Geschichte irgendeiner Region grundlegende Erkenntnisse der nationalen Geschichte korrigieren? 3) Warum ist es sinnvoll, daran zu erinnern, daß Preußen nicht Deutschland und Deutschland nicht Preußen war? Und schließlich 4) Warum haben Überzeugungen, Idiome und Symbole, die auf der lokalen oder regionalen Ebene erzeugt wurden, einen Einfluß auf die Wirklichkeit – zuerst der Region und dann der Nation in ihrer Gesamtheit? Meine These ist, daß Historiker durch die Verwendung des Konzeptes der „symbolischen Ortsbezogenheit“ auf mehr als einer Ebene und von mehr als einem Blickwinkel aus entscheidende, konstitutive Elemente in der mentalen und moralischen Geographie der Deutschen aufdecken können.

II. Ein „sächsisches“ Moment in der deutschen Geschichtsschreibung?

Wenn man auf die Frage antwortet, warum man sich gerade auf Sachsen konzentrieren sollte, läuft man Gefahr, einer deutschen Geschichte mehr Bedeutung beizumessen als allen anderen. Sachsen ist sicherlich nicht die einzige deutsche Region, die als Untersuchungsfeld in Frage kommt, um

8 Vgl. J. Retallack, 'Why Can't a Saxon be More Like a Prussian?' Regional Identities and the Birth of Modern Political Culture in Germany, 1866/67, in: *Canadian Journal of History* 32 (1997), S. 26-55.

Elemente der Verschiedenheit und der Alternativen der deutschen Geschichte in einem Langzeitprojekt zu sammeln.⁹ In dem vorhergehenden Abschnitt habe ich argumentiert, daß die „Region“ an sich, mehr noch als die Geschichte irgendeines Territoriums, die konzeptuelle Matrix bereithält, auf die solche Elemente wie Macht, Identität oder Solidarität projiziert werden können.¹⁰ Die Verbindung von Region und Nation eröffnet eine komplexe, bewegliche und formbare Beziehung, die zu lange darauf gewartet hat, von Historikern problematisiert und analysiert zu werden. Dazu sollen diese Bemerkungen in erster Linie anregen.

Was sind nun die grundlegenden Erkenntnisse, die wir in einigen neueren Darstellungen finden können, und welche Bedeutung haben sie für die gegenwärtige „Sachsen-Forschung“? Die Arbeiten von Celia Applegate,¹¹ Helmut Smith,¹² Thomas Kühne¹³ und Thomas Mergel¹⁴ kommen zu dem Schluß, daß die Nutzung von „Region“ als Filter für kollektive Identitäten und Sichtweisen in Sachsen nichts einzigartiges ist. Andere Beiträge heben die besonderen Wege hervor, in denen milieugeprägte Verhaltensweisen, politische Mentalitäten und Zukunftskonzepte die Geschichte Sachsens bestimmten, und zwar schon in den 1850er und 1860er Jahren.¹⁵ Nach 1871 scheinen Sachsen eifriger als Württemberger oder Pfälzer die Interessen ihrer Heimat in der entstehenden deutschen Nation verteidigt zu haben. Um die Jahrhundertwende findet sich dann jedoch ein radikaler Nationalismus, der in der Vorstellungswelt der sächsischen Bürger tief verwurzelt ist.¹⁶ Gepaart mit einer besonders starken Furcht vor dem Sozialismus scheint diese mentale Orientierung, insbesondere in der sächsischen Bour-

9 Vgl. J. Retallack, *Locating Saxony in the Landscape of German Regional History*. Introduction, in: ders. (Hrsg.), *Saxony in German History: Culture, Society, and Politics, 1830–1933*, erscheint Ann Arbor 2000.

10 Vgl. Retallack, *Society and Politics* (Anm. 5).

11 C. Applegate, *Die mittelbare Nation. Regionen, Leser und die deutsche Vergangenheit*, in: J. Retallack (Hrsg.), *Sachsen in Deutschland. Politik, Kultur, und Gesellschaft 1830–1918* (= Studien zur Regionalgeschichte, Bd. 17), erscheint Bielefeld 2000.

12 H. W. Smith, *Der Ort der Lokalgeschichte. Überlegungen zu Möglichkeiten und Grenzen eines Genre*, in: Retallack, *Sachsen* (Anm. 11).

13 Th. Kühne, *Die Region als Konstrukt. Regionalgeschichte als Kulturgeschichte*, in: ebenda.

14 Th. Mergel, *Milieu und Region. Überlegungen zur Ver-Ortung kollektiver Identitäten*, in: ebenda.

15 Vgl. A. Neemann, *Regierung, Parlament und „gezähmte“ Öffentlichkeit in Sachsen 1849–1864*; Ch. Jansen, *Die Paulskirchenlinke in der Ära der Reaktion*; K. Rudolph, *„Flackerndes Irrlicht?“ Die Sächsische Volkspartei 1866–1869*, in: ebenda; auch P. Björnsson, *Liberalism and the Making of the „New Man“: The Case of Gymnasts in Leipzig, 1845–1871*, in: ebenda.

16 S. Weichlein, *Saxons into Germans: The Progress of the National Idea in Saxony after 1866*; W. Schröder, *Saxony's „Liberal Era“ and the Rise of the Red Specter in the 1870s*; J. Retallack, *Herrenmenschen und Demagogentum. Konservativen und Antisemiten in Sachsen und Baden*, in: Retallack, *Sachsen* (Anm. 11).

geoisie, zur Ablehnung jeder weitsichtigen politischen Reform beigetragen zu haben. Diese Furcht muß nicht überbewertet werden. Dennoch betont ein Großteil der vorliegenden Literatur über Sachsen von 1900 bis 1933, daß die langfristigen, strukturellen Faktoren damals alle Bemühungen zum Scheitern verurteilten, mit der autoritären Vergangenheit zu brechen.

Kommen wir zur zweiten These: dem Dualismus „Saxony is different“ oder „Saxony is the same“. ¹⁷ Dieser Dualismus bestimmt zur Zeit die meisten historischen Forschungen über Sachsen. Sicher werden die Historiker fortfahren, ihre Aufmerksamkeit den Bereichen der sächsischen Geschichte zu widmen, in denen Sachsen als „Pionier“ fungierte. Dem ist nichts entgegenzuhalten, denn die sächsische Geschichte weist zu viele erstmalige politische Experimente auf, als daß der Historiker die Singularität dieser Einschnitte ignorieren könnte. So schrieb Brett Fairbairn über Sachsen, daß es anscheinend den Weg zum ersten deutschen sozialistischen Staat, zum ersten anti-sozialistischen Staat und zum ersten post-sozialistischen Staat geebnet habe. ¹⁸ Er ergänzt jedoch, daß Sachsen offensichtlich nicht so gut in dieses Schema paßt, wie wir einst glaubten, ebensowenig wie in das klassische Paradigma der Modernisierungstheorie. Im Gegenteil: Die sächsische Geschichte zeigt uns, wie regionale Innovation durch nationale Trends oft wieder verdrängt wird. Sachsen-Historiker tragen zum Durchdenken allgemeiner Erklärungen der nationalen Geschichtsschreibung bei, indem sie aufzeigen, wie solche Trends durch regionale Faktoren beschleunigt, gebremst oder umgeleitet werden. Manche Beiträge argumentieren dabei, in Sachsen seien durch widersprüchliche Vorstellungen von regionaler Identität durch Dispute über politische Souveränität und die Herausforderungen nach einer militärischen Niederlage politische Muster entstanden, die durch ihre Neuheit und Vielfältigkeit die Historiker zwingen, eine größere Reichweite im nationalen Kontext zu sehen. Meine eigene Forschung zur sächsischen Verfassungsreform der 1860er Jahre deutet in diese Richtung. ¹⁹ Es würde wenig überraschen, wenn die Probleme und Versprechen des Zeitalters der Massenpolitik zuerst von den Zeitgenossen in Sachsen wahrgenommen worden wären, wo sich die Sozialdemokratie am schnellsten entwickelte, und wo die etablierten Eliten besonders unachgiebig in den Auseinandersetzungen um politische Emanzipation waren. Die Schlußfolgerungen von Andreas Neemann und Marven Krug ²⁰ deuten jedoch in die entgegengesetzte Richtung. Es scheint, daß nicht nur

17 Auf diesen Dualismus wurde während der Toronto-Tagung von Bernd Weisbrod hingewiesen.

18 B. Fairbairn, *Community Values, Democratic Cultures? Reflections on Saxony's Place in the German Cooperative Movement, 1849–1933*, in: Retallack, *Saxony* (Anm. 9).

19 J. Retallack, *Suffrage Reform, Corporatist Society, and the Authoritarian State: Saxon Transitions in the 1860s*, in: ders., *Saxony* (Anm. 9).

20 Neemann, *Regierung* (Anm. 15); M. Krug, *Reports of a Cop: Civil Liberties and Associational Life in Leipzig during the Second Empire*, in: Retallack, *Saxony* (Anm. 9).

sächsische Politiker selten aus den Fehlern der Vergangenheit lernten, sondern daß ihre antiliberalen, antidemokratischen und antisozialistischen Politik sogar von der Mehrheit der sächsischen Bürger gutgeheißen wurde. Einige Leser könnten aus diesen Texten schließen, daß die Sachsen generell die Regierung bekamen, die sie verdienten.

Zu meiner dritten These, die Fokussierung auf Sachsen unterminiere die preußenzentrierte Sicht auf die Geschichte des Deutschen Kaiserreiches: Ich habe schon darauf hingewiesen, daß das Gefühl für „Deutschtum“ davon abhing, wo man im Kaiserreich lebte. Außerdem war es bestimmt durch die Konzeption des einzelnen von Deutschlands „nationaler Mission“ vor und nach 1871. Für die meisten wissenschaftlichen Versuche, einen „dritten“ sächsischen Weg zwischen preußischer Reaktion und südwestdeutschem Liberalismus zu finden, gibt es aber nur unbefriedigende Belege.²¹ Die sächsischen Besonderheiten stärken statt dessen das Argument, in Deutschland hätte es ein fragiles Gleichgewicht zwischen progressiven und reaktionären Kräften gegeben. Doch Sachsens Pionierrolle kann sehr verschieden interpretiert werden. Christoph Nonn schreibt, daß der soziale Protest in Sachsen, der sich häufig an hohen Fleischpreisen entzündete, im Jahre 1906 besonders stark war: „Das Erfolgsrezept, Verbraucherprotest gegen konservative politische Strukturen zu lenken, in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg auch in Preußen und dem Reich angewandt, perfektionierte die Sozialdemokratie Sachsens zuerst.“²² Umgekehrt argumentiert Benjamin Lapp, daß Sachsen im Jahre 1923 seine Bezeichnung als Pionier auf einem etwas anderen Weg erlangte: es war ein „sehr frühes Beispiel“ für das „Ausmaß, in dem konservative, bürgerliche Politiker bereit waren, demokratische Institutionen im Interesse eines militanten Anti-Sozialismus aufzugeben“.²³

Wie sinnvoll die nicht-preußische Perspektive ist, sieht man besonders in der sächsischen Bürgertumsforschung. Die Beiträge von Simone Lässig, Páll Björnsson, Marline Otte und anderen vermitteln den Eindruck, daß Sachsen ein geeignetes Untersuchungsfeld für solche Konzepte wie Bürgerlichkeit, Bürgerstolz und Verbürgerlichung bleibt.²⁴ Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind jedoch noch sehr unklar.

21 Vgl. Vorbemerkung, S. 9, und H. Mommsen, Einleitung: Ein „drittes Deutschland“, S. 11-16, in: H. Grebing/H. Mommsen/K. Rudolph (Hrsg.), *Demokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe. Beiträge zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bis 1933*, Essen 1993; Simone Lässig/Karl Heinrich Pohl (Hrsg.), *Sachsen im Kaiserreich. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft im Umbruch*, Weimar/Köln/Wien 1997, S. 8-9.

22 Ch. Nonn, *Arbeiter, Bürger, und „Agrarier“: Stadt-Land-Gegensatz und Klassenkonflikt im Wilhelminischen Deutschland am Beispiel des Königreichs Sachsen*, in: Grebing/Mommsen/Rudolph, *Demokratie* (Anm. 21), S. 106.

23 B. Lapp, *Remembering the Year 1923 in Saxon History*, in: Retallack, *Saxony* (Anm. 9).

24 S. Lässig, *Emanzipation und kulturelle Verbürgerlichung. Staat und Juden in Sachsen und in Anhalt-Dessau*, in: Retallack, *Sachsen* (Anm. 11); Björnsson, *Liberalism* (Anm.

Infolge der Lage ihres Staates in Mitteleuropa reagierten viele sächsische Bürger sehr empfindlich auf geopolitische Gefahren. Die Lage Sachsens im Schnittpunkt der Ost-West- und Nord-Süd-Achse Europas trugen zu sehr ambivalenten Gefühlen gegenüber Fragen wie Freihandel, Ein- und Auswanderung, der Stellung von ethnischen Minderheiten in der Gesellschaft und der wiederkehrenden Frage nach Groß- oder Kleindeutschland bei. Der Eindruck, das Grenzland Sachsen befinde sich an der Peripherie Deutschlands ohne Sicherheitsgarantien, gesehen vor dem realen Hintergrund seiner ökonomischen Abseitslage und Angst, den sozialen Status zu verlieren, scheint die sächsischen Bürger einem radikalen Nationalismus in die Arme getrieben zu haben. Da ähnliche Befürchtungen auch in anderen Regionen zu finden waren, sind noch weitere Forschungen erforderlich, bevor diese Hypothese als Erklärung akzeptiert werden kann, für den großen Zulauf des Alldeutschen Verbandes und anderer radikaler, nationalistischer Gruppierungen gerade in Sachsen.

Es wäre sinnlos zu leugnen, daß Sachsen-Historiker oftmals auf grundlegende Fragen über den Gang der modernen deutschen Geschichte nur sehr unverbindliche und mehrdeutige Antworten gegeben haben. Sie sind wesentlich erfolgreicher darin gewesen, die Legitimität der regionalen Perspektive zu begründen, als darüber einen Konsens zu finden, warum die sächsische Geschichte uns zwingt, nationale Paradigmen zu korrigieren. So ist am Horizont auch noch keine Synthese, keine weitreichende Erklärung sichtbar, in welche Richtung die sächsische oder die deutsche Geschichtsschreibung in Zukunft gehen sollten. Deshalb sollten wir Signale neuerer Forschungen und Themen, die von einer jüngeren Generation in Angriff genommen werden, begrüßen.

III. Regionalgeschichte heute

Es gibt nur wenige Fragen, über die unter Sachsen-Forschern Übereinstimmung besteht. Eine solche mag Isaiah Berlin vor Augen gehabt haben, wenn er vor einem „naiven Verlangen nach Einheit und Symmetrie auf Kosten der Erfahrung“ warnt.²⁵ Der Widerstand gegenüber einem „naiven“ Verlangen nach Symmetrie hat jedoch nicht nur positive Seiten.

Positiv ist, daß die Historiker in ihrer Beschäftigung mit Regionalgeschichte eine Vielzahl analytischer Methoden nutzen. Nur wenige laufen in die Falle, sich zu sehr mit ihrem bevorzugten Ländl zu identifizieren oder zu glauben, daß die Region, die sie untersuchen, eine historische Realität

15); M. Otte, Sarrasani's Theatre of the World: Monumental Circus Entertainment in Dresden, from Kaiserreich to Third Reich, in: *Retallack, Signposts* (Anm. 5), S. 527-542.

25 Zit. in einem Rückblick auf Berlins *Ceuvre* von William Thorsell in: *Globe & Mail*, Toronto, 15 Nov. 1997.

in sich selbst konstituiert.²⁶ Celia Applegate wies darauf hin, daß Historiker den Abstand zwischen sich und ihrem Untersuchungsobjekt auch über-treiben können. Sie persiflierte diese Beziehung, indem sie einen Historiker sagen läßt: „Lassen Sie mich Ihnen meine Gattin vorstellen, allerdings möchte ich mich nicht wirklich auf diese Beziehung festlegen, die etwas von einer Heirat absolut verschiedenes sein könnte. Alles ist im Fluß und wird verhandelt und angefüllt mit anderen Möglichkeiten und verbunden mit all den anderen Dingen, die in meinem Leben geschehen. Ich würde mir nicht wünschen, daß ein normativer Wert zu dieser speziellen Beziehung gehört [...]“²⁷

Auch auf die Gefahr hin, daß ich sehr selektiv einige Themen einer Konferenz in Toronto herausgreife, möchte ich doch auf vier zentrale Punkte hinweisen, die die Konferenzteilnehmer besonders beschäftigt haben.²⁸ 1) Warum wird das Konzept der „Region“ an sich unter Regional-Historikern so wenig reflektiert? 2) Wie können Historiker mit dem histo-rischen Wandel – mit „change over time“ – umgehen? 3) Auf welche Art und Weise sollten unterschiedliche Arten von Vorstellungen analysiert werden, die die Handlungen von Menschen bestimmen – eingeschlossen sehr sichtbare geographische Karten, Karten der Vorstellung und Karten der Erfahrung? 4) Worin bestehen für Regional-Historiker der Nutzen und das Mißbrauchspotential des Begriffes „Modernisierung“ als allgemeines Konzept zum Untersuchen und Erklären von historischem Wandel?

1) Die deutschen Historiker haben zu wenig über den Konstrukt-Charakter von Region und regionaler Identität nachgedacht. Obwohl sich dieses Defizit allmählich verringert, könnten die Historiker ausdrücklicher erklären, wie sie „Region“ als eine geographische Begrenzung oder als Rahmen für ihre eigene Forschung nutzen. Die Vorstellung, sich der Re-gion über den Weg der Ausnahme zu nähern, wurde häufig als ein Über-bleibsel der überholten Landesgeschichte abgelehnt. Vielleicht sind auch noch zu viele gute „Exzeptionalisten“ unter uns, denn viele Historiker denken nur an ihre Untersuchungseinheit – eine einzelne Stadt, eine Pro-vinz oder eine Region – die den paradigmatischen Fall dieses Syndroms oder Trends repräsentieren. Hamburg, das Rheinland und Bayern mögen

26 Vgl. Kühne, *Region* (Anm. 13); P. Stelmbach, Zur Diskussion über den Begriff „Regi-on“ – eine Grundsatzfrage der modernen Landesgeschichte, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 31 (1981), S. 185-210; J. Retallack, Politische Kultur, Wahlkultur, Regionalgeschichte: Methodologische Überlegungen am Beispiel Sachsens und des Reiches, in: S. Lässig/K. Heinrich Pohl/J. Retallack (Hrsg.), *Modernisierung und Regi-on im wilhelminischen Deutschland*. Wahlen, Wahlrecht und Politische Kultur, Biele-feld² 1998, S. 15-38, insb. S. 18-20.

27 Applegate, Kommentar (Anm. 6).

28 Vgl. die ausführliche Tagungsberichte von E. Fink/M. Otte/R. Steigmann-Gall in: *German History* 17, H. 2 (1998), S. S. 258-264, und Th. Goebel, in: *Bulletin of the German Historical Institute* 23 (Herbst 1998), S. 8-15.

hier als Beispiele zitiert werden ebenso wie Sachsen. Sowohl in der Vergangenheit als auch in der Erforschung der Vergangenheit hat Exzeptionalismus zu oft Mythen verfestigt, die bis heute die Entwicklung der Lokal- und Regionalgeschichte beeinflussen. Wenn wir deren Methoden nutzen, um neue Wege zu beschreiten, landen wir deshalb oft in einer Sackgasse.²⁹

2) Wir können von Regionalhistorikern verlangen, daß sie dem Wandel über lange historische Abläufe mehr Aufmerksamkeit widmen. Dabei kann man sich mit Ein- und Auswanderern befassen, wie das Helmut Walser Smith empfiehlt, und Migration als einen Faktor betrachten, der die Verbindung zwischen Identität und Geographie widerspiegelt.³⁰ Eine andere Möglichkeit wäre, darüber nachzudenken, wie die Elemente von Regionalbewußtsein – z. B. Kirche oder Militär, Dialekt, Verwandtschaft und Myriaden anderer kultureller Praktiken – durch Veränderungen des Status Quo in Bewegung kommen.

3) Wann reflektierten Zeitgenossen über die Epoche, in der sie lebten, als eine sich weiterentwickelnde oder eine sterbende Zeit? Wann begannen sie über den Beginn einer besseren Zukunft nachzudenken? Fangen Historiker diesen Wandel wirklich ein, wenn sie zum Beispiel von einer „postrevolutionären“ oder einer „voremancipatorischen“ Epoche sprechen? Sind wir uns der Wahrnehmung der Zeitgenossen völlig bewußt, wenn wir einzelne politische Bewegungen als „aufstrebend“ und andere als „aussterbend“ bezeichnen, und wenn wir feststellen, daß die Liberalen eine „zweite Chance“ suchten? Mit welcher Geschwindigkeit verblasen Raumwahrnehmungen? Was ist ihre Beziehung zu der wahrgenommenen „Neuheit“ von Orten und Gruppen, an oder in die sich die Menschen versetzt fühlen? Es ist eine Ironie der Geschichtsschreibung, daß die neuesten wissenschaftlichen Darstellungen des historischen Wandels nicht nur die Polariät zwischen Nation und Region auflösen, indem sie dieses Verhältnis als Prozeß verstehen, sondern daß sie es darüber hinaus auch als *Spannung* darstellen, die sowohl von Zeitgenossen als auch von Historikern oft mißverstanden worden ist.

4) Die schon konstatierte methodologische Distanz unter den Regionalhistorikern führte zu Meinungsverschiedenheiten darüber, ob das Konzept der Modernisierungstheorie in der Regionalgeschichte verwendbar ist. Die Belastungen der Modernisierungstheorie in ihrer extremen Ausformung sind den Lokal- und Regionalhistorikern nicht weniger klar als den Praktikern der Mikrogeschichte und Alltagsgeschichte: Zu lange wurden Regionen lediglich als ein Gebiet des Widerstandes gegenüber der Modernität und des Nationalismus untersucht, als die Bastionen eines engstirnigen Blickes und einer partikularistischen Nabelschau. Zu oft trifft man auf den

29 Kommentar von Jennifer Jenkins auf der Tagung in Toronto.

30 Smith, Lokalgeschichte (Anm. 12).

Narzismus der kleinen Unterschiede und zu oft werden Polaritäten eingeführt, die in der Vergangenheit gar nicht existiert haben.

Man kann in den gegenwärtigen Arbeiten über Sachsen und Deutschland mehr als nur eine Spur traditioneller Polaritäten (modern – nichtmodern) erkennen, die das Modernisierungskonzept untermauert haben. Man kann zum Beispiel, wie Celia Applegate, die kämpferischen Positionen von Wilhelm Heinrich Riehl und Gustav Freytag untersuchen, wobei der eine genau das emphatisch darlegt was der andere verdammt.³¹ Ähnlich verhält es sich mit Karl Heinrich Pohls Frage, welche Stadt moderner war – Dresden oder München.³² Kann man Sachsen, mit Blick auf die Reform des Wahlrechts oder die Tolerierung der Konsumgenossenschaften, als progressiver bezeichnen als andere Staaten, wie ich und Brett Fairbairn gefragt haben?³³ Wie könnte „Modernisierung im nationalliberalen Sinne“ als Muster für das Reich gedient haben? fragt Christoph Nonn. Entgleiste die Weimarer Republik zuerst in Sachsen? fragen Benjamin Lapp, Larry Eugene Jones und Claus-Christian Szejnmann.³⁴ Gibt es hier eine besondere lokale Eigenart der politischen Gewalt (oder der *Erinnerung* an Gewalt)?

Wir finden aber im Verlauf solcher Untersuchungen, daß Versuche von Zeitgenossen, die Ankunft der „Moderne“ zu beschleunigen, nicht unbedingt in Opposition zu Versuchen gesetzt werden können, das „Alte“ zu bewahren. Beide Prozesse überschneiden und durchdringen sich derart, daß sie die Erfahrung, das Bewußtsein und die Identität von Individuen und Gruppen von einer Teleologie des Fortschritts abkoppeln. Dies macht es einerseits für Historiker schwierig, „nationale“ Modernisierer allein als die Protagonisten der deutschen Geschichte darzustellen. Andererseits führt diese Annäherung aber zu einer „menschlicheren“ Form von Geschichte, basierend auf der Vorstellung vom Individuum als einem aktiv handelnden Subjekt und der Idee von Geschichte als gebrochen, widersprüchlich und offen für verschiedene Interpretationen. Auf diese Art und Weise scheint es möglich, verschiedene Formen der Modernisierung und die sie konstituierenden Dilemmata zu untersuchen – wenn nötig, alles ohne Verwendung des grauenhaften „M“-Wortes.

Am Ende kann jeder Herausgeber nur hoffen, daß seine Texte als Beiträge zu einer Geschichte beurteilt werden, die methodologisch selbstbewußt, neuartig und herausfordernd ist, gleichzeitig aber auch die histori-

31 Applegate, *Nation* (Anm. 11).

32 Pohl, *Nationalliberalismus*.

33 Retallack, *Reform* (Anm. 19); Fairbairn, *Values* (Anm. 18).

34 Ch. Nonn, *Sozialer Konflikt und politische Reform in Sachsen und Deutschland 1914–1918*, in: Retallack, *Sachsen*; Lapp, 1923 (Anm. 23); L. E. Jones, *Saxony, 1924–1930: A Study in the Dissolution of the Bourgeois Party System in Weimar Germany*; C.-Ch. W. Szejnmann, *The Development of Nazism in the Landscape of Socialism and Nationalism: The Case of Saxony, 1918–1933*, alle in: Retallack, *Saxony* (Anm. 9).

schen Quellen zur Kenntnis nimmt. Auf der Suche nach einer Überbrückung der unfruchtbaren Trennung zwischen Empirie und Theorie zeigen die Autoren, daß regionale Ansätze die Vielfältigkeit der zahlreichen deutschen Geschichten auf neuen Wegen enthüllen können – als ob man ein Objekt gleichzeitig durch ein Teleobjektiv und ein Weitwinkelobjektiv betrachtete.

IV. Was hat Kultur damit zu tun?

In diesem Abschnitt werde ich versuchen, die Nähe von Kultur und Identität in der neueren sächsischen Forschung darzustellen. Aktuelle Beiträge zur Sachsenforschung betrachten zum Beispiel die regionalen und nationalen Umriss des deutschen Lesepublikums im 19. Jahrhundert. Sie untersuchen liberale und monarchische Versuche, die Hegemonie über eine Festkultur und den öffentlichen Raum zu erlangen. Und sie beschäftigen sich mit sozialdemokratischen Kulturorganisationen oder mit einem kulturellen jüdischen Habitus.³⁵ In jedem dieser Fälle scheint eine Diskussion über Kultur zentral zu sein bei der Untersuchung der vielfältigen Grundlagen für Einzel- und Gruppenidentitäten. Kultur scheint der beste Schlüssel zur Erklärung, warum sich die Aufmerksamkeit der Historiker von einer Regionalgeschichte der Strukturen und Typologien abgewandt hat hin zu einer Regionalgeschichte, die zunehmend Vermittlung, Wahrnehmung, Erfahrung, Mentalität und Sprache betont. Aber wo überschneiden sich Kultur und Region? Wie können wir das noch sehr abstrakte, wenn nicht gar völlig leere Interpretations-Konzept der „symbolischen Ortsbezogenheit“ füllen?

Ich stimme hier Celia Applegate zu, daß die Praxis der Regionalgeschichte einen wichtigen Fixpunkt auf der glatten Fläche der deutschen Nationalidentität anbietet – und das nicht nur in den 1990er Jahren sondern schon im 19. Jahrhundert.³⁶ Keine gemeinsame Karte, keine einende Vision des sozialen Wandels erscheint in Applegates Aufsatz über Riehl und Freytag, auch wenn diese beiden Schriftsteller in vielen grundlegenden Entwicklungen, die sich vor ihren Augen in Deutschland abzeichnen, übereinstimmen. Applegate spürt den starken Widersprüchen im Denken dieser Männer nach. Ein Pol ist in der Region und dem Ort zu finden, der andere im Nationalstaat. Obwohl die Wertigkeiten sich stark unterscheiden, die mit diesen Polen verbunden sind, spiegeln sie einander in bemerkenswertem Ausmaß. Wie die Modernisierungsdebatte demonstriert hat, haben sich diese Wertigkeiten als ebenso dauerhaft wie kontrovers erwiesen.

Eine andere selbst-reflektive Karte hat Thomas Kühne in seinen weitreichenden Bemühungen vorgesehien, Regionen auf neuen Wegen „vor-

35 Vgl. die bibliographische Hinweise in Retallack, *Society and Politics* (Anm. 5).

36 Applegate, *Nation* (Anm. 11).

zustellen“ und zu „konstruieren“. ³⁷ Kühne bemerkt, daß die Beschäftigung mit „Region“ oftmals eine indirekte Kritik am Konzept der Modernisierung ist, ohne daß dieses Konzept durch etwas neues ergänzt wird. Um diesen Abweg zu vermeiden, empfiehlt Kühne unter Verweis auf die kognitiv-emotionalen Komponenten in der modernen Regionalgeschichtsschreibung, dem größere Aufmerksamkeit zu widmen, was deutsche Politologen früher unter dem Schlagwort „regionale politische Kultur“ diskutiert haben. Nur nebenbei erwähnt: Kühne hat ein zweites Konzept entwickelt, das ich zentral in meine eigene Arbeit aufgenommen habe: das Konzept der „Wahlkultur“ (und nicht der Waldkultur, wie ein sympathischer aber verblüffter Zuhörer dachte, als ich meine nächsten zwei Buchprojekte vorstellte!)

Helmut Waiser Smith wirft die Frage auf, wie wir Historiker das Gefühl für die Besonderheit des Lebens, als gleichzeitig „ortsgebunden“ und „auf der Wanderschaft“ einfangen wollen. ³⁸ Er empfiehlt, eine fehlgeleitete Suche nach „Authentizität“ in der lokalen Geschichte aufzugeben, wenn die Forschung zu größeren, aggregierten Darstellungen führen soll. Historiker, so Smith, sollten bei der Benutzung eines geographischen Rahmens im Auge behalten, daß weder dessen Grenzen noch seine inneren Strukturen fest und unveränderlich sind.

Thomas Mergel betrachtet die räumliche Verwurzelung kollektiver Identitäten. Er vertritt sehr kritische Ansichten darüber, „how milieus happen“. ³⁹ Mergel betrachtet drei spezifische Milieus – das katholische Milieu, das Arbeiterklasse-Milieu und das Mittelklassen-Milieu – und stellt fest, daß diese sich anscheinend auf einem Weg herausgebildet haben, der die „Region-zu-Nation“-Progression widerlegt. Mergel gelingt es, den Gedanken der Territorialität als eine lange vernachlässigte Komponente von sozial-moralischen Milieus wiederzubeleben, indem er veranschaulicht, wie die politischen Massenbewegungen des späten 19. Jahrhunderts von der Fähigkeit abhängig waren, nationalen Symbolen und Identitäten möglichst ähnlich zu sein.

Andere Beiträge fragen, wie sich lokale Ideen über eine Gemeinschaft im Prozeß der nationalen Integration und Demokratisierung verändern. Siegfried Weichlein untersucht den Prozeß der nationalen Idee in Sachsen mit Hilfe verschiedener Maßstäbe (und kommt nicht weiter überraschend zu einem Schluß mit mehreren Interpretationen). Weichleins Analyse liegt ein Verständnis zu Grunde, in dem die Lokal-Regional-National-Gleichung – und nicht nur die „Regional-National“ Polarität – als eine Spannung verstanden wird, nicht als eine lineare, chronologische Sequenz. In eine ähnliche Richtung geht einer meiner eigenen Beiträge, in dem ich

³⁷ Kühne, *Region* (Anm. 13).

³⁸ Smith, *Lokalgeschichte* (Anm. 12).

³⁹ Mergel, *Milieu* (Anm. 14).

untersuche, wie sich konservative Reformer in Sachsen und anderswo ihre „Revolution von oben“ in den 1860er Jahren vorstellten, als Basis für die Relegitimierung ihres eigenen Staates in einem spezifischen föderalen Kontext. Ich habe versucht zu argumentieren, daß, wie paradox es auch klingen mag, regionale Vergleiche immer auch international gemacht werden können. Dies führte mich zu der quälenden Frage: „Why can't a Saxon be more like a Prussian?“ Die Untersuchung darüber, wie die Sachsen ihre „Grenzen der Souveränität“ in diesen turbulenten Dekaden wahrgenommen haben, könnte erklären, wie andere Reformer (und deren Feinde) zu anderen Zeiten ähnliche Herausforderungen aufgenommen haben.⁴⁰

Damit komme ich zu vier Beiträgen, die im November 1999 in einem Sonderheft von *German History* mit dem Titel „Saxon Signposts“ erschienen sind.⁴¹ Mein Ziel war es, in diesem Sonderheft anhand von Visionen über die Moderne in der sächsischen Geschichte aufzuspüren, wie sich in der deutschen Geschichte Kultur und Macht überkreuzen. Die kulturelle und politische Analyse mit der Aufmerksamkeit auf ökonomischen und sozialen Wandel verbindend, habe ich von den Autoren gefordert, die Erfahrung von Kultur und die Ausübung der Macht vor Ort zu untersuchen; wie Michel Foucault es einmal ausdrückte, „an den Punkten, wo es kapillar wird, in ihrer regionalen und lokalen Ausformung und Institution“.⁴²

Robert Beachy's Beitrag, der auf seiner Dissertation beruht, zeigt die Bedeutung öffentlicher Schulden und Steuern als Bedingung für die Entstehung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft – einer Gesellschaft, die fest auf dem Prinzip des Privateigentums beruht.⁴³ Nach Beachy erwuchs Leipzigs Ruf als bedeutendes Universitäts- und Handelszentrum – dem Ort von Geist und Geld – völlig aus den Napoleonischen Kriegen. Im Gegensatz dazu wurde die Reputation Dresdens für Macht und Pracht durch den Vertrag von 1815 nachhaltig geschädigt. Eine Zeitlang konnte der rigide Konservatismus des sächsischen Staates und des Leipziger Stadtrates anscheinend die widersprüchlichen Ansprüche auf die öffentliche Kasse abwehren. Aber langfristig stellte die alte Ordnung mit der Verweigerung einer gleichmäßigeren Besteuerung und Partizipationsrechten ihre eigene Legitimität in Frage, was in den 1830er Jahren zur Neukonstituierung der sächsischen Staatsmacht führte.

Mein eigener Aufsatz hat einen komparativen Ansatz übernommen, um die Erfolge regionaler, konservativer Bewegungen in zwei verschiedenen

40 Weichlein, *Saxons* (Anm. 16); Retallack, *Reform* (Anm. 19).

41 Retallack, *Signposts* (Anm. 5).

42 M. Foucault, *Power/Knowledge. Selected Interviews and Other Writings 1972–1977*, hrsg. von C. Gordon, New York 1980, S. 96.

43 R. Beachy, *Representation, Revolt, and Reform: Communal Protest and Municipal Government in Early Nineteenth-Century Saxony*, in: Retallack, *Signposts* (Anm. 5), S. 471–488.

deutschen Staaten auszuwerten.⁴⁴ Ich habe versucht darzustellen, daß für konservative Reaktionen auf die sozialen und ökonomischen Umwälzungen der 1870er Jahre, sowohl in einem liberalen Staat wie Baden als auch in einem konservativen Staat wie Sachsen, eine Politik des Ressentiments typisch war. Im Gegensatz zu der bisher gängigen Interpretation, das Einsetzen der Massenpolitik habe die deutschen Rechten erst in den 1890er Jahren neu geordnet,⁴⁵ zeige ich die Überzeugungskraft, die der Antisemitismus unter regionalen Parteiführern der Konservativen schon in den beiden vorhergehenden Dekaden hatte. Konservative Konzeptionen vom Deutschtum erscheinen in unterschiedlicher Ausprägung im Kontext der Auseinandersetzungen um die Etablierung der politischen Hegemonie auf lokaler oder regionaler Ebene.

Glenn Penny and Marlene One haben Kämpfe untersucht, die verschiedene Gruppen um die Errichtung einer lokalen Kontrolle über die Symbole der deutschen Nationalkultur geführt haben.⁴⁶ Otte taucht dabei mit ihrer Studie über den Zirkus Sarrasani in Dresden in die Welt der populären Kultur ein. Penny hingegen stellt den lokalen und den kosmopolitischen Blickwinkel von Leipziger Museumsinitiatoren nebeneinander, um zu zeigen, wie lokale Identitäten überlebten und trotz nationaler und internationaler Konkurrenz weiter wuchsen. Beiden Studien ist die Erkenntnis gemein, daß kulturelle Kämpfe in ihrer vielfältigen Form und Funktion häufig auf lokalem Terrain ausgetragen wurden, auch wenn sie sich eigentlich auf nationale oder internationale Fragen bezogen. Kultur wurde in Übereinstimmung mit lokalen Traditionen und Praktiken produziert und konsumiert, wobei in beiden Prozessen unter Zeitgenossen Unsicherheit darüber bestand, wie die ortsgebundene Hierarchie von Identitäten mit dem Entstehen eines nationalen Publikums verbunden werden konnte.

Alle vier Beiträge zeigen die Unvollkommenheit jedes historischen Ansatzes, der nicht bis zu einem bestimmten Grad interdisziplinär ist. Sie untersuchen Orte, an denen Kommerz und Kultur zusammenkamen, wo das Geschäft und die Verschönerung weit entwickelt waren und wo bürgerlicher Stolz und weltoffene Konkurrenz nicht als inkompatibel angesehen wurden. Nur mit einem interdisziplinären Ansatz können wir zum Beispiel

44 J. Retallack, *Conservatives and Antisemites in Baden and Saxony*, in: ders., *Signposts* (Anm. 5), S. 507-526.

45 Wie z. B. G. Eley, *Anti-Semitism, Agrarian Mobilization, and the Conservative Party: Radicalism and Containment in the Founding of the Agrarian League, 1890-1893*, in: L. E. Jones/J. Retallack (Hrsg.), *Between Reform, Reaction, and Resistance: Studies in the History of German Conservatism from 1789 to 1945*, Providence/Oxford 1993, S. 187-227; vgl. J. Retallack, *Anti-Semitism, Conservative Propaganda, and Regional Politics in Late Nineteenth-Century Germany*, in: *German Studies Review* 11 (1988), S. 377-403, und ders., *Conservatives* (Anm. 44).

46 G. Penny, *Fashioning Local Identities in an Age of Nation-Building: Museums, Cosmopolitan Visions, and Intra-German Competition*, in: Retallack, *Signposts* (Anm. 5), S. 489-505; Otte, *Sarrasani* (Anm. 24).

die Denkweise von Museumsgründern verstehen, denen es darum ging, den Triumph der deutschen Wissenschaft und die Überlegenheit der deutschen Bildung darzustellen ohne die Resonanz ihrer Argumente mit einem Maßstab, der sowohl anhand lokaler als auch kosmopolitischer Standards gewonnen wurde, zu vergleichen. Diese Dinge erfordern darüber hinaus eine Synthese von ökonomischen, sozialen, politischen, intellektuellen und kulturellen Perspektiven, die in der lokalen und regionalen Historiographie kaum erreicht wird. Da das für einen einzelnen Autor auch fast unmöglich ist, hoffen wir, daß der Gesamtertrag der Beiträge mehr als die Summe seiner Teile darstellt.

Das Hervorbringen von Kultur war im 19. Jahrhundert vor allem eine Aufgabe der Liberalen. Aber waren die Liberalen auch die Bauleute der Nation? Nur wenige Historiker betrachten die regionale und lokale Politik heute noch ausschließlich unter dem Blickwinkel nach der Herrschaft im zentralisierten Staat. Doch in einigen Studien ist der Trend von der „hohen“ Politik hin zu einer Fokussierung auf die „kleinen Leute“ zu weit gegangen: der Staat und seine Vermittlungsinstanzen blieben völlig im Hintergrund. Nach Michel Foucault können wir diese Schwierigkeiten vermeiden, indem wir die Macht als etwas betrachten, das innerhalb und durch soziale Räume zirkuliert.⁴⁷ Oder wir betrachten Macht als etwas, das nicht nur durch offizielle, sondern auch durch inoffizielle Agenten der sozialen Kontrolle und der kulturellen Produktion erzeugt wird. Zu oft gelangen die Historiker zu sterilen Antithesen, die Despotismus und Legitimation, Unterdrückung und Recht gegenüberstellen. Aber wie diese Aufsätze zeigen, agierten die deutschen Autoritäten, wenn sie Macht lokal oder regional ausübten, auf beiden Seiten der Linie (wie die Bezeichnungen „kleiner Tyrann“ oder „ungekrönter König von Sachsen“ nahelegen). Daher ist es sinnvoll, Macht nicht nur als etwas von oben ausgehendes zu betrachten. Für Foucault wurde „Macht durch eine netzwerkartige Organisation eingesetzt und ausgeübt“. „Und die Individuen bewegen sich nicht nur in ihrem Gewinde; sie sind immer auch in der Position, um gleichzeitig Macht zu erleben und auszuüben. Sie sind nicht nur ihre unbeweglichen oder zustimmenden Ziele, sie sind immer auch die Elemente ihrer Artikulierung.“ Insofern helfen diese Aufsätze, die zirkulierende Artikulierung von Macht und Identität zu erklären, beginnend bei lokalen Bekundungen von Bürgerstolz über Beispiele von Landespatritismus bis hin zum Entstehen von Mentalitäten, Identitäten und Ideologien, die in einen nationalen Konsens münden. Dabei gerät der Nationalismus nie aus dem Blick.

Sicher würde keiner der Autoren das allmähliche Aufkommen eines nationalen Bewußtseins im 19. und frühen 20. Jahrhundert in Deutschland verneinen. Ebenso wenig würden sie widersprechen, daß Industrialisierung, Urbanisierung, das Entstehen von Massenpolitik und das schnelle An-

47 Foucault, *Power/Knowledge* (Anm. 42), S. 96-98, und für die folgenden Zitate.

wachsen einer Massenkultur nur wenige Bereiche des alltäglichen Lebens unberührt von Trends und Mustern ließ, deren größere Konturen erst auf nationaler Ebene wahrnehmbar waren. Die wirkliche Beziehung zwischen diesen Übergängen und der Ausübung von Macht an der Basis der Gesellschaft ist aber so selten untersucht worden, daß der „moderne“ deutsche Autoritätsstaat prinzipiell als ein nationales Phänomen gilt. Diese Idee steckt hinter dem von Hans-Ulrich Wehler geprägten Begriff des „Reichsnationalismus“ (mit seiner starken negativen Konnotation).⁴⁸ Die Aufsätze argumentieren, freilich nicht als erste, daß nationale Gefühle – seien sie „fanatisch“ oder nicht – kein Ersatz für die traditionellen oder eng begrenzten Beziehungen zur Heimat sind. Sie erwachsen aus ihnen und beziehen daher ihre Kraft. In diesem Sinne stimmen die Autoren mit anderen Historikern darin überein, daß es keine direkte Opposition zwischen Ortsverbundenheit und Nationalismus oder zwischen Lokalismus und Moderne gibt. Die Integration ökonomischer, sozialer und kultureller Perspektiven eröffnet die Möglichkeit, einen Weg in der politischen Topographie des Nationalismus zu entdecken, der den durchsheitlichen Deutschen nicht allzu weit weg von zu Hause führte.

Die in dem Sonderheft von *German History* behandelten Individuen und Gruppen waren insofern Identitätsstifter, als sie sich beim Ausgraben, Abreißen oder dem Wiederaufbau selbst-versichernder Grenzen engagierten, die ihnen einen sicheren Platz in der Welt boten. Dieser Punkt bringt uns zu der noch relativ unerforschten Frage danach, wo sich die Ideen von Macht und Identität mit den Ideen eines Ortes überschneiden. In den Aufsätzen erfahren wir nicht nur, daß die Sachsen ständig ihre Unterordnung unter die Zentralgewalt in Frage stellten, sondern auch, daß sie unzählige Wege fanden, diese zu umgehen. Folglich führen unsere Autoren keine Opfer, sondern engagierte Bürger, Gestalter der öffentlichen Meinung, bejubelte wissenschaftliche Führer und selbstbewußte Unternehmer vor. Solche Individuen waren, um mit Penny zu sprechen, darum bemüht, etwas Bemerkenswertes „zu tun“ oder „zu sein“.⁴⁹ Hans Stosch-Sarrasani war entschlossen, die Bühne als ein „orientalischer“ Eroberer zu betreten – und es gelang ihm (mal mehr mal weniger). Der Leipziger Bürgerstolz erwuchs vor allem aus der Angst vor dem Provinzialismus. Die Gegner dieser selbstbestimmten Individuen verschwinden derweil nicht von der Bildfläche. Stadträte und Staatsminister müssen auf die Insubordination ihrer Untergebenen reagieren, Startväter und Museumsdirektoren sind gezwungen, multikulturelle Vorstellungen unter dem Eindruck der Globalisierung neu zu ordnen, Parteipolitiker, Funktionäre und Journalisten müssen die Herausforderung der „politics in a new key“ aufnehmen, und Unternehmer der

48 H.-U. Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3, 1849–1914, München 1995, S. 1067–71.

49 Penny, *Fashioning* (Anm. 46), S. 497.

Unterhaltungsindustrie tun ihr Bestes, um sich an die verändernden politischen Stimmungen und ästhetischen Konventionen anzupassen. Wenn aktive, enthusiastische, innovative Deutsche auf ihre besessenen, Scheuklappen tragenden und lärmenden Landsmänner treffen, fliegen die Funken. Dabei ist weder die eine noch die andere Gruppe historisch signifikanter, aber ihre beiderseitigen Versuche, in den Kommunen neue Identitäten zu stiften, können nicht verstanden werden, wenn man sie voneinander trennt.

Ob Gegner oder Verteidiger der alten Ordnung, ob hohe moralische Integrität oder Neigung zur persönlichen Vorteilsnahme – diese Individuen verdienen es, in die Geschichtsschreibung eingeführt zu werden, weil sie Diskurse lenkten und initiierten, die Millionen von Deutschen beschäftigten. Im Prozeß des Erzählens dieser Geschichten, erscheint es angebracht zu betonen, daß in zeitgenössischer Betrachtung Konflikt häufiger herrschte als Konsens, daß Exklusivität über Inklusivität überwog und daß Grenzen wichtiger waren als Brücken. Die Schwarz-Weiß-Kontraste, die wir in anspruchslosen Abenteuerergeschichten finden, scheinen nicht völlig unangebracht zu sein, wenn wir zum Beispiel von Deutschen lesen, die den bürgerlichen Verhaltensnormen „entfliehen“ wollen, die auf eine bestimmte soziale Gruppe „zielen“, und die politische und kulturelle Visionen zu „zähmen“ versuchen. Wir können in diesen Fällen Sachsen entdecken, die versuchen, sich mit der größeren Welt jenseits der Grenzen auf einem wohlwollenden Wege zu verbinden. Doch allgemein wurden solche Deutschen angetrieben durch kulturelle Symbole, die mit der Spreu des Imperialismus flogen, nicht jedoch mit einer internationalen Brüderlichkeit.

Eigentumsbesitzer und Museumsdirektoren in Leipzig, Antisemiten und Zirkusbesucher in Dresden – jede dieser Gruppen entwickelte eine „Us-Against-the-World“-Mentalität. Und hier gab es gewiß eine Vielzahl von Auseinandersetzungen. Die Leipziger Stadtverordneten kämpften gegen den Leipziger Rat, und beide zusammen kämpften gegen die Regierung in Dresden. Deutsche Abenteurer kämpften gegen Briten in Afrika und jeden anderen zu Hause. Konservative und Antisemiten überboten sich in ihrer demagogischen Rhetorik, aber gegen die Liberalen, die nicht ihre Sicht über Christenheit und rassische Reinheit teilten, griffen sie vereint zu den Waffen. Und Zirkusdirektoren beteiligten sich an einer halsabschneiderischen Konkurrenz, um die eindrucksvollsten Zurschaustellungen exotischer Objekte und wagemutiger Attraktionen zu organisieren. Erst nach 1914 entdeckten sie, daß das Angebot von talentierten deutschen Darstellern nicht Schritt halten konnte mit der Nachfrage des Publikums nach gewalttätigeren Spektakeln.

Diese Kämpfe spiegelten sich in einer Vergrößerung der Sprache wieder: als „schädlich“, „vergiftend“, „demagogisch“ oder einfach „künstlich“ wurden die Sichtweisen der jeweils anderen Seite betitelt. Angriff und Schuld, Verhandlung und Entlastung – diese Tropen erscheinen immer

wieder. Oftmals verschwammen die Grenzlinien zwischen den verschiedenen Lagern und Genres. Otte mag recht haben, wenn sie argumentiert, daß Zirkusdirektoren und Darsteller versuchten, neue „Zonen ohne Grenzen“ zu konstruieren, wo eine Demokratisierung der Sinne mit dem Ausgleich der sozialen Disinktionen Hand in Hand gehen konnte.⁵⁰ Als der sächsische König (beinahe) in Kontakt mit seinen Untertanen kam, richtete sich unsere Aufmerksamkeit auf die „hoch veranschlagten sozialen Räume“, in denen die eine Seite versuchte, in das Territorium der anderen Seite einzudringen.

Die Langzeitwirkung einer solchen negativen Identitätspolitik sollte aber nicht überschätzt werden. Hier besteht kein besonderer Anlaß, einen Abstieg in die Gewalt als symptomatisch für die deutsche Kultur und Politik in diesen Jahren zu betrachten. Es gab eine Vielzahl weniger gewaltvoller Dialoge in den betrachteten Fällen. In der Tat finden wir weniger bilaterale Dialoge als – wie Penny herausstellte –, „Konversationen“ über solche Begriffe wie Mann oder Natur und über deren Bedeutung für die Deutschen. Diese Konversationen spiegeln die „echten“ Inhalte des lokalen Protests nicht weniger wider als die feindlichen Konfrontationen. Dabei liefen sie höflich genug ab, um die zugrundeliegenden ökonomischen Dimensionen des lokalen Protestes zu enthüllen, die in politischen Kämpfen üblicherweise verdeckt bleiben. Sowohl Beachy als auch Penny erinnern uns, daß die Handelsstadt Leipzig, allein um zu überleben, ihren Platz in der Welt definieren mußte: niemand konnte Händler, Touristen oder Studenten zwingen, nach Leipzig zu kommen. Daher waren Rückwärtsgerandtheit, Zahlungsunfähigkeit oder Weltfremdheit einfach keine Optionen für die Bürger Leipzigs. Ähnlich gelagert ist die von Penny und Otte geführte Diskussion über Umwälzungen im Weltmaßstab, die durch neue ökonomische Bedingungen verursacht wurden und nur in einem globalen Kontext verstanden werden können. Mein eigener Beitrag argumentiert, daß die politische Konkurrenz zwischen Konservativen und Antisemiten diese nicht davon abhielt zusammenzuarbeiten, um das zu korrigieren, was sie als eine dysfunktionale kapitalistische Ordnung betrachteten. Obwohl die hier untersuchten sozialen Gruppen ihre Identitäten in Gegnerschaft zu einem „Anderen“ stifteten, tendierten sie gleichzeitig dazu, diese polarisierten Weltansichten (und ihren Platz darin) in Frage zu stellen, zu durchkreuzen und zu unterlaufen.

V. Zusammenfassung

Vielleicht ist mit der Beschreibung dieser überschneidenden Themen und Praktiken ein geeigneter Schlußpunkt erreicht. Weder die hier präsentierten Erkenntnisse noch deren Interpretation sind dazu angetan, Zustimmung

⁵⁰ Otte, Sarrasani (Anm. 24), S. 533.

auf längere Zeit zu ernten. Denn die Ansammlung neuer Erkenntnisse über Macht und Kultur erfolgt so schnell, daß Argumente über ihre Beziehung nicht zeitlos sein können, selbst im thematisch, zeitlich und geographisch begrenzten Fokus dieser speziellen Ausführungen. Die Untersuchung, wie Gesellschaften in der Vergangenheit ihren Weg in die „Moderne“ gefunden haben, scheint sich manchmal allzu sehr einer Teleologie anzunähern. Da könnte ein stärker komparativ ausgerichteter Rahmen sicher helfen, Möglichkeiten über regionale und nationale Grenzen hinaus zu beleuchten. Dieser Beitrag listet mehrere Pfade aus der Vergangenheit in die Gegenwart auf, wobei historische Entwicklungen erfaßt werden, die nicht zu einer vertrauten Zeit oder in einem vertrauten Raum zusammenlaufen. Wenn wir daran denken, wieviel Arbeit für andere deutsche Regionen und Epochen noch zu tun bleibt, können wir nur hoffen, daß Historiker in ihrer Suche nach Wegweisern fortfahren – Wegweiser, mit denen Zeitgenossen ihren Weg markierten, aber auch solche, die die Schwierigkeiten in der Bewegung von dem Bekannten zum Unbekannten anzeigen.